Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 52. Posen, den 25. Dezember. 1881.

Absolution.

Von Richard Urbanus.

(Schluß.)

Die Fastenzeit war nahe. Man hatte es so eingerichtet, daß der Bischof an jedem Freitag während der Fastenzeit zum Besten der auswärtigen Mission predigen sollte. Allein zuerst sollte er an einem Sonntage in der Privatkapelle des Tuilerienpalastes vor dem Kaiser Napoleon, der Kaiserin und dem gesammten Hofe eine Predigt halten. So war der spezielle Wunsch der Kaiserin, die durch ihren Kämmerer besondere Einladungen zu d.r Messe und der Predigt wie zu einer Hoffestlichkeit hatte ergehen lassen. Der Baron von Velden erhielt als Senator eine Einladung für sich und seine Gemahlin. Wenige Tage vorher traf der Minister der öffentlichen Arbeiten den Baron in den Vorzimmern des Senats und gratulirte ihm, daß sein Schützling, Monseigneur de Rocheville, das Lob wohl gerechtfertigt hatte, das er ihm ertheilt. „Ihr Schützling", sagte der Minister, „hat Wunder gethan. Als wir ihn zuerst in Rom zum Empfang der Mitra vorschlugen, glaubten wir, er sei noch ein wenig zu jung; aber jetzt steht ein französischer Bischofssitz für ihn offen. Er ist fünfunddreißig Jahre alt, nicht wahr?"

„Ja, ich glaube. Meine Frau kannte ihn, als er noch in Heere diente; aber das war vor unserer Heirath, vor zehn Jahren."

„Ganz recht, und er trat damals als Kapitän aus. Der Bischofssitz von Saint Cloud ist jetzt vakant, und ich glaube ganz gewiß, er wird zu demselben empfohlen werden. An Ehren und Auszeichnungen wird es ihm nicht fehlen. Am Sonntag nach der Predigt wird der Kaiser ihm das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion überreichen und ihn zugleich zum Hofprediger ernennen. Ich zweifle nicht daran, daß Monseigneur de Rocheville eines Tages Erzbischof und Kardinal werden wird."

„Und vielleicht auch noch Papst", sagte der Baron lächelnd.

„Vielleicht auch Papst", lachte der Minister. „Wenn er ein Italiener wäre, würde er große Chancen haben. Er braucht jetzt aber keinen Freund mehr, um emporzukommen."

Nein, der Bischof von Seiho brauchte nicht mehr patronisirt zu werden, so hoch stand er in der allgemeinen Achtung. Er konnte das am besten erkennen, als er in das Franziskanerkloster zurückgekommen war, das er vor drei Jahren verlassen hatte. Die strengen Klostermönche sind keine Schmeichler; die bloße Erhebung ihres alten Kameraden hätte sie nicht veranlaßt, ihm so hohen Respekt zu erzeigen, aber vor dem heldenmüthigen Missionär, vor dem Märtyrer beugten sie sich in tiefster Ehrfurcht.

Der alte Superior des Klosters, der ihm einst beim Abschied gesagt hatte, er habe ein Vorgefühl, daß er ihn wieder sehen werde, kniete nieder und bat ihn um seinen Segen. „Gott sei gelobt", sagte er, „daß ich Dein Geschick, Monseigneur, vorausgesehen habe. Ich habe stets eine geheime Ahnung gehabt, daß Dein Leben nicht geopfert werden würde, daß Du zum Ruhme unserer Kirche noch manche Großthat vollbringen würdest."

„Nennt mich nicht Monseigneur", sagte der Bischof, und erfaßte des alten Mannes Hand. „Nennt mich wieder Sohn, wie sonst, und geleitet mich in meine alte Zelle."

„Ja, in Deine Zelle", sagte der Superior; „Niemand hat sie eingenommen, seit Du sie verlassen. Du findest sie noch in demselben Zustand, wie sie früher war. Erinnerst Du Dich nicht mit Freude und Wehmuth an die Tage, die Du dort verbracht hast?"

„Ja", erwiderte der Bischof seufzend, „es ist mir, als ob meine Kindheit wieder lebendig würde. Hier habe ich den ersten, schwersten Kampf gerungen, und hier laß mich jetzt eine Weile ausruhen."

Mit diesen Worten betrat der Bischof die kleine Zelle und setzte sich an den schmucklosen Tisch, an dem er so manche Stunde in eifriger Arbeit verbracht hatte. Der Superior stand vor ihm und erschrak fast, als er ihn näher, schärfer ins Auge gefaßt hatte und die Veränderungen wahrnahm, die mit seinem früheren Zögling vorgegangen waren. Sein Haar war gewachsen und vollkommen grau geworden; seine Figur war noch schmaler und dünner geworden als vorher. Die linke Hand trug er in einer Schlinge, die andere war mit einem schwarzen Handschuh bedeckt. Sie trug überall die Spuren und tiefen Narben der unerhörten Qualen, die man ihm bereitet hatte. Aber noch mehr als diese äußeren Zeichen rührten den Superior der melancholische Blick, das tieftraurige, schmerzliche Aussehen, das seine Gesichtszüge trugen. In den Augen des Bischofs lag ein fremder Ausdruck, gleichsam ein Wiederschein von Furcht. Das Licht der Jugend, der fast begeisterte Blick waren verschwunden. Manchmal öffnete er die Augen weit und sah mit grauenerfülltem Ausdruck in den leeren Raum hinein; dann schloß er die Augen wieder plötzlich, als ob er den Anblick nicht länger ertragen könnte.

„O, mein Sohn", rief der Superior aus und faltete seine Hände, „was mußt Du Alles erduldet haben!"

„Es ist jetzt vorüber", murmelte der Bischof heiser. „Sie sind jetzt im Himmel."

„Deine Genossen, meinst Du? Der arme Babolinus und die Andern und Deine Schulkinder! Gewißlich, sie sind jetzt im Himmel."

„Sie starben so heldenmüthig", murmelte der Bischof, als wenn er zu sich selbst spräche. „Die kleinen sechs- und siebenjährigen Kindern mit ihren Müttern weigerten sich, auf das Kruzifix zu treten, um ihr Leben zu retten, und als sie im Blute schwammen, riefen sie noch den Namen Christus."

„Welch' ein Glaube", rief der Superior tief bewegt aus, „und denke daran, mein Sohn, daß Du es warst, der ihn in diese Herzen eingepflanzt hat, die jetzt in Gemeinschaft der Engel leben."

„Auch Rigobert, der Spötter und Atheist", fuhr der Bischof in seinem Selbstgespräch fort, „er starb wie ein Mann". Ein Schauder fuhr über ihn hin. „Hast Du von Rigobert gehört, mein Vater? Er war der Zöllner und Sünder, dessen Betragen das Blutbad veranlaßte. Man brachte ihm ein Kruzifix und sagte zu ihm, speie darauf; man zweifelte nicht, daß er es thun würde, aber er weigerte sich. Man hielt es ihm an seine Lippen, und er küßte es. „Ich will mein Leben nicht dadurch erkaufen, sagte er, daß ich mich so weit erniedrige. Meine alte Mutter pflegte zum Kruzifix zu beten, und um ihretwillen werde ich es küssen." So sagte Rigobert, der Zöllner und Sünder, und so starb er. Kannst Du das begreifen, mein Vater?"

Der Bischof hatte seine Stimme erhoben und stand jetzt mit leuchtenden Augen vor ihm. Ein Zittern ging durch seinen Körper. Der Superior bemühte sich, ihn zu beruhigen. „Gott", sagte er, „hat dem unglücklichen Manne Gnade erwiesen und ihn als reuigen und bußfertigen Sünder zu sich aufgenommen."

„Ja, ich glaube es", stammelte der Bischof. „O, mein Vater, wenn Du nur wüßtest, was auf meiner Seele liegt", und

er begrub sein Haupt in seine Hände; er brach in Thränen aus und schluchzte, nicht wie ein Kind, sondern mit dem herzzerreißenden Jammer eines Mannes.

Sicherlich waren seine Nerven durch die grausamen Martern, die er ertragen hatte, auf's Höchste gereizt worden, und die Mönche versuchten Alles, um ihn zu besänftigen und zu beruhigen. Aber der Bischof wies alle Trostversuche zurück und bat nur, ihn allein zu lassen. Vierzehn Tage blieb er im Kloster. Er nahm an dem gemeinsamen Mahl der Mönche Theil und fehlte nie beim Gebet, und dann saß er lange, lange Stunden einsam in seiner Zelle, bis eine gewisse Ruhe wieder über ihn kam. Oft ging er im Klostergarten umher in fieberhafter Hast und bat, ihn allein zu lassen. Man sah ihn mit sich selber sprechen; man sah ihn niederknieen und beten. Und wenn er dann seinen alten Freund und Meister, den Superior, traf, blickte er ihn ängstlich und unruhig an und öffnete seine Lippen, als wenn er ihm etwas zu sagen hätte. Eines Tages murmelte er: „Vater, ich muß Dir ein Geständniß machen." Doch dann brach er wieder ab und stieß fast zornig und rauh die Worte aus: „Nein, ich muß diese Phantome verscheuchen, die mich umgeben!" Sein Klosteraufenthalt ging zu Ende, ohne daß er den Superior in sein Vertrauen gezogen hätte.

„Ich hoffe, seine Gesundheit hat sich gekräftigt", bemerkte der alte Mann, als er ihn abreisen sah. „Gott hat ihn bis in sein tiefstes Herz geprüft; ich hätte nicht geglaubt, daß körperliche Leiden solch eine Aenderung in dem Manne hätte bewirken können. Heilige Maria, wie viel muß er ausgehalten haben!"

V.

Der Sonntag war gekommen, da der Bischof von Seiho vor dem Hofe predigen sollte. In der eleganten kleinen Kapelle der Tuilerien hatte sich die Blüthe des zweiten Kaiserreichs versammelt, die schönsten und frivolsten Damen, die größten Buhlerinnen zusammen mit den berühmten Staatsmännern, Senatoren und Gesandten fremder Mächte. Der Kaiser saß schweigsam wie immer in seinem Armstuhl und strich nachdenklich seinen Schnurrbart. Die Kaiserin und der kaiserliche Prinz waren gleichfalls zugegen. Mit aufgeregten, neugierigen Blicken und südlicher Lebendigkeit folgte die Kaiserin dem Märtyrerbischof, als er an ihr vorüber langsam vom Altar auf die Kanzel schritt.

Es war ein feierlicher und weihevoller Augenblick. Als der Bischof zu sprechen anhub, ward es so still in dem Raume, als sei es eine Todtenkapelle. Unter der glänzenden weltlichen Versammlung, die zugegen war, unter den ordengeschmückten Männern und den in Seide und Sammet gekleideten Frauen gab es Niemand, der nicht tief in seinem Herzen gefühlt hätte, daß der Mann, der dort hager, mit blassem Gesicht und tiefliegenden Augen vor ihnen stand, sich nicht das Recht erworben hätte, ihnen zu sagen, was er wollte. In jener Zeit schwankender Ueberzeugungen, eines frivolen Skeptizismus und laxer, öffentlicher Moral, in jener Zeit eines auf's Höchste getriebenen Luxus, eines rücksichtslosen Strebens nach Reichthümern, und einer Gier nach Gold und Lust, die fast sprüchwörtlich geworden ist, hatte dieser Priester lieber die Qualen der Hölle ertragen, als seine persönliche Würde zu opfern oder seinem Glauben zu entsagen. Nicht offen und mit Ostentation vor den Augen und den Ohren von Tausenden, die bereit waren, seinem tapferen Muth zu applaudiren, sondern verborgen in einem versteckten Winkel der Welt hatte er das gethan. Ein bloßer Zufall war es, daß er nicht auch das Loos seiner Genossen getheilt und trotz aller Standhaftigkeit in den Tod gegangen war. Er stand da als ein lebendiges Zeugniß des Glaubens und der Kraft, zweier Eigenschaften, die unter dem zweiten Kaiserreich den fröhlichen Parisern und der adeligen Gesellschaft abhanden gekommen zu sein schienen. Unter den Staatsmännern, den Generälen, den Fürsten und Herzögen daselbst, unter den Bischöfen und Kardinälen, die den Worten Louis de Rocheville's lauschten, gab es viele, deren Leben nicht rein und fleckenlos verlaufen war, viele, die ihre Ueberzeugungen und Prinzipien wie ihre Kleider zu wechseln gewohnt waren, viele, die um den Klang des Goldes und um einer ehrenden Auszeichnung willen gern Alles abgeschworen hätten, was dem Menschen sonst theuer und werth ist. Um so höher war die Aufgabe, die der Bischof an dem Tage und in der Stunde zu erfüllen hatte.

Er sprach über den Text: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun" — und indem er von der Missionsarbeit der Kirche ausging, verbreitete er sich über die Dienste, welche die Ausbreitung des christlichen Glaubens in fernen Ländern der Welt erwies. Er zeigte, was das Christenthum und die Kirche bereits Alles gethan hätten und versuchte zu prophezeien, was sie noch thun würden. Und dann in einem schnellen Uebergang — denn er wußte wohl, daß er seinen Hörern keine lange Predigt halten durfte — kam er zu dem Drama, welches in Seiho sich abgespielt hatte, da Weiber und Kinder im Glauben an ihren Erlöser gestorben waren, und gab ein ergreifendes Gemälde von den Scenen, die sich dabei ereignet hatten. Von sich selbst sprach er nicht, nur dies Eine: „Als die Reihe an mich kam, um Zeugniß abzulegen, fühlte ich tief, wie wenig ich neben diesen Frauen und Kindern war." Ein lautes Murmeln der Sympathie lief durch die Kapelle; Jedermann fühlte, daß dieser Mann, der die gräßlichsten Martern überlebt hatte, noch mehr hatte erdulden müssen, als Diejenigen, welche ihren Qualen erlegen waren. Aber Louis de Rocheville kam einem allgemeinen Ausbruch des Applauses zuvor, indem er mit der Hand winkte und fest und deutlich sagte: „Gott schickt uns nicht mehr Leiden, als wir ertragen können. Das Ertragen körperlichen Schmerzes ist eine Sache des Temperaments; aber der wirkliche Prüfstein des Muthes ist die Bereitwilligkeit zu sterben, den Sprung in den tiefen Abgrund der Ewigkeit zu thun, von der wir so wenig wissen, und die uns doch alle erschreckt."

Damit schloß er seine Rede, und die Sammelbüchsen, die umhergereicht wurden, um einen Beitrag für die Mission zu erhalten, waren mit Tausendfranksnoten und Gold bis zum Rande gefüllt.

Die Versammlung brach auf und zerstreute sich in den Gemächern des Palastes. Hier erschien auch der Bischof, um sich dem Kaiser vorzustellen, bevor er den Palast verließ. Napoleon III., an seiner Seite die Kaiserin und der kaiserliche Prinz, näherte sich dem Bischof und hing um seinen Hals das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion und überreichte ihm seine Bestallung als Bischof von Saint Cloud, indem er sagte: „Monseigneur, wir Alle werden uns an Ihre Predigt noch lange erinnern."

Der Bischof verbeugte sich tief, doch erwiederte er nichts. Dann verabschiedete er sich, und der ganze Troß der Höflinge, Staatsmänner und üppigen, schönen Weiber beugte sich vor ihm, als er durch die Thüre schritt. Wenn es jemals einen Mann gab, der in dem Augenblick den vollen Becher des Segens trinken durfte, der aus irdischen Triumphen hervorgegangen ist, so war es Louis de Rocheville.

* * *

Einige Stunden später saß der Bischof allein und in tiefen Gedanken versunken in einem kleinen Gemach der Missionsschule in Paris. Er beabsichtigte, während der Fastenzeit, da er in Notredame predigen sollte, hier zu bleiben. Sämmtliche Priester und neuen Zöglinge der Schule waren bereit, ihn als einen lebendigen Heiligen zu verehren, der ganz gewiß nach seinem Tode heilig gesprochen werden würde; aber er zeigte allen ein düsteres und trauriges Antlitz und duldete keine Huldigung. Eben hatte er sein Abendbrot, bestehend in einem Stückchen trockenen Brotes, zu sich genommen und saß allein in seinem Arbeitszimmer, als ein junger Mönch eintrat und anzeigte, daß eine Dame ihn zu sehen wünsche. Zu gleicher Zeit händigte er ihm eine Karte ein, die den Namen „Baronin von Velden" trug.

„Laßt die Lichter in der Kapelle anzünden", sagte der Bischof, „und die Dame dort eintreten." Wenige Minuten darauf stand er in Nachdenken versunken, während rasche und wilde Gedanken durch sein Herz zogen.

Jetzt war die Stunde seines größten Triumphes auf Erden gekommen. Sybille war da, um demüthig zu seinen Füßen zu knieen.

Er warf seine Kapuze ab und zog sich die reichsten kirchlichen Gewänder an, die vorhanden waren: ein mit Spitzen besetztes Obergewand, eine mit Perlen gestickte atlasene Alba und eine Mitra. Dann stieg er zur Kapelle hinab, und als er eintrat, sah er eine Frau in tiefster Zerknirschung auf den Stufen des Altars liegen.

* * *

Eine Stunde später hatte Sybille ein volles Bekenntniß abgelegt und der Bischof Louis de Rocheville erhob seine Hand, um ihr die bischöfliche Absolution zu ertheilen. Doch plötzlich warf er seine Mitra ab, legte sie vor ihre Füße und sagte in einem

wilden, energischen Ton: „Und jetzt werde ich Dir, Sybille, ein Geständniß ablegen. Höre auf mich; ich will Dir sagen, was ich noch keinem lebenden Wesen zuvor gestanden habe."

„Nein, Du wirst Dich selbst falsch anklagen", rief Sybille und schreckte vor dem Ausdruck in seinen Zügen zurück. „Sage mir nur die Wahrheit, Louis, nur die ganze volle Wahrheit; laß uns keine Geheimnisse mehr vor einander haben!"

„Keine Geheimnisse mehr", entgegnete der Bischof mit einem tiefen Seufzer. „Sybille, Du denkst, ich bin ein Märtyrer; aber in der Stunde der Versuchung gab meine Stärke nach, der Muth verließ mich und ich trat das Kreuz mit meinen Füßen! Ich wünschte Dich noch einmal im Leben zu sehen; ich konnte es nicht ertragen, zu sterben! Rigobert, der Spielhöllenbesitzer, ließ sich tödten, ohne zu widerrufen; ich, der Bischof, leistete einen Widerruf! Ich warf das Kruzifix zu Boden und kam mit dem Leben davon, weil meine Verfolger mich verachteten. Was sagst Du hierzu?"

„Wie mußt Du mich geliebt haben!" rief Sybille aus, zitternd und tief ergriffen.

„Ja, ich habe Dich geliebt und liebe Dich noch", murmelte der Bischof, der noch auf seinen Knien lag. „Doch jetzt sage mir, was ich thun soll, denn ich weiß es nicht."

„Liebe mich bis zu Deinem Ende", sagte Sybille, „aber schenke mir eine bessere und reinere Liebe als früher; liebe meine Kinder und meinen Gemahl und bleibe bei uns, um uns von den traurigen Versuchungen der Schwäche zu predigen und von der Hoffnung, die immer noch Denen verbleibt, die über ihre Kraft in Versuchung gefallen sind."

„Ich hätte keinen Frieden finden können, Sybille", sagte der Bischof mit einem verzweifelten Aufstöhnen, „wenn ich geglaubt hätte, daß Du immer noch an mich als einen hohen, reinen und edlen Menschen glaubtest. Dein Gemahl steht weit größer und höher da, und ich wünschte wohl, daß Du das fühltest."

„Ich liebe Dich immer noch", antwortete Sybille, „mehr denn je zuvor", und faltete ihre Hände; „aber unsere Liebe kann nur die einer Schwester und eines Bruders sein. Ist Dein Gewissen jetzt rein?"

„Noch nicht, bis ich dem Superior der Franziskaner mein Geheimniß eröffnet habe, wie allen Anderen, die auf mich als einen Helden und Märtyrer geblickt haben. Ich muß überall bekennen, wie nichtswürdig ich gehandelt habe."

„Nein", rief Sybille erregt aus, „das mußt Du nicht, Du mußt der Kirche keine Schande bringen. Du hast mir Dein Bekenntniß abgelegt, laß das genug sein. Führe Dich in Zukunft so, daß Du mir nichts mehr zu bekennen hast, ich ertheile Dir Absolution." Und mit einem sanften Ausdruck unendlicher Liebe in ihren schönen Augen legte Sybille ihre Hände vergebend auf das Haupt des vor ihr knienden Bischofs.

Das Opium.

Der Mohn, aus welchem man das Opium zieht, hat seine Heimath im Orient; seine betäubende Eigenschaft ist seit Urzeiten bekannt; umkränzten doch die Alten das Haupt des schlafbringenden Morpheus mit Mohnköpfen.

In dem so überaus strengen Winter von 1709 erfroren sämmtliche Olivenbäume Frankreichs, diesem Ereigniß verdankte man daselbst die Einführung der Mohnpflanze, die in Deutschland längst bekannt war. Man zog aus dem Samen der Pflanze ein durchaus schmackhaftes Oel und das Opium. Das letztere benutzt die Medizin als Beruhigungs- und Schlaferzeugungsmittel. Selbstverständlich muß es aber mit Vorsicht gebraucht werden — denn in starker Dosis genommen bringt es auch den Tod. Im ganzen Orient, aber vorzugsweise in China, dient das Opium als Betäubungsmittel, das im Stande ist, den Menschen in einen Zustand höchster Glückseligkeit zu versetzen. Es muß das der Fall sein, da alle die, welche sich einmal dieser gefährlichen Leidenschaft hingegeben haben, immer wieder von Neuem danach trachten, sich den Wonnen hinzugeben, die ihnen das Opiumrauchen verschafft, bis sie endlich einer gänzlich thierischen Verdummung anheimfallen. China ist durch diese entsetzliche Gewohnheit — die leider nicht abnimmt, sondern im Gegentheil sich steigert — vollständig verwüstet. England, und speziell zweien Engländern, Mr. Wheeler und Watson, fällt die traurige Ehre anheim, das Opium in das Reich der Mitte eingeführt zu haben.

Der Krieg von 1840, bekannt unter dem Namen Opiumkrieg, hatte keinen anderen Zweck, als dem Gouvernement von Peking diese Steuer aufzuerlegen. Seit dieser Zeit hat sich der Verbrauch unter dem Schatten der britischen Fahne verdoppelt und nimmt jetzt den ersten Rang unter den Handelsartikeln des fernsten Orients ein. Um aber den Engländern nicht dauernd tributpflichtig zu sein, zumal sie erkannt hatten, daß das Klima ihres Landes unter allen Breitengraden für die Kultur des Mohns sich eigne, fabrizirten sie das Opium für sich selbst. So stammt dasselbe gegenwärtig aus zwei großen verschiedenen Quellen her, als indisches und als einheimisches Opium.

Die indische Regierung übernahm, so zu sagen, selbst die Kultur der Pflanze, in Bengalen hat sie sich selbst zum Pächter des Bodens der Bebauer gemacht, mit der Bedingung, daß alles Opium, was fabrizirt wird, ihr zu einer festen Taxe verkauft wird. Sie läßt auf's Sorgfältigste das Opium, das zu Kugeln geformt ist, in Kisten verpacken, der Verkauf derselben findet unter gerichtlicher Aufsicht mit großem Vortheil für die Pächter statt, denn die Kiste kostet ihm 1000 Fr. und der Verkauf bringt ihm gewöhnlich 3250 Fr. ein.

Für das außerhalb der englischen Grenze geerntete Opium Malwa begnügt die Regierung sich, jede Kiste mit einer Taxe von 1500 Fr. zu belegen.

In Jahren, wo eine Mittelernte stattgefunden hat, führt Indien 45,000 Kisten Opium aus Bengalen und 43,000 Kisten von Malwa aus; das bringt der Regierung eine Einnahme von 165,750,000 Fr. Die Kultur des Mohns breitet sich aber mehr und mehr in China aus; ein Faktum, welches den englischen Handel sehr beschäftigt. Wenn man gegenwärtig auch noch nicht ganz genau den Flächenraum kennt, den sie einnimmt, so kann man doch mit Gewißheit sagen, daß diese Kulturen sehr bedeutend sind. Nur eine Provinz besitzt wenig oder gar keine Mohnpflanzungen; dagegen schätzt man den Umfang der Mohnfelder in der Provinz von Yunnan auf Zweidrittheil der Oberfläche des kultivirbaren Bodens. Ebenso reich entfaltet sich diese Kultur in den nördlichen Provinzen.

China wird durch Hungersnoth zerstört, die alsdann in ungewöhnlicher Weise die Konsumtion des Opiums steigert; im Jahre 1876 konnte eine große Anzahl Unglücklicher sich selbst für hohe Preise keine ausreichende Nahrung verschaffen; sie gewöhnten sich daran, die Qualen des Hungers durch wiederholtes Opiumrauchen zu betäuben, bis sie ihrem Schicksal erlagen.

Das einheimische Opium ist von geringerer Qualität, als das aus Indien kommende; es hat weder die Kraft, noch den Duft, aber es ist viel billiger und das steigert den Verkauf; gewöhnlich wird es mit dem indischen Opium, diesem Gift des Luxus, beim Rauchen vermischt. Die chinesische Regierung hat zu verschiedenen Zeiten die Kultur des Mohns beschränken wollen, was übrigens die Gesetze verbieten, daher ist sie stets auf die größten Schwierigkeiten dabei gestoßen; der Bauer, durch den Verlust des Gewinnes erregt, stellte den Verordnungen der Gouverneure der Provinzen eine starre Opposition entgegen, sie ließen sofort den Kampf fallen, denn es lag in ihrem Vortheil, die Sache nicht zu verfolgen. Das rohe, unbearbeitete Opium, so wie es eingeführt wird, ist nicht zum Rauchen geeignet; es unterliegt einer speziellen Präparatur, wobei 38 pCt. verloren gehen, was natürlich den Preis empfindlich erhöht. Man schätzt das Quantum, das ein mäßiger Raucher täglich braucht, auf 9,80 Gramm, das beträgt für das Jahr 1½ Kilo. Nach den Angaben der Produktion in Indien kann dieses Quantum nur für 1,700,000 Raucher genügen, d. h. also nur für einen kleinen Theil der Einwohner jenes so riesengroßen Reiches; man kann danach beurtheilen, in welchem Grade die Kultur des einheimischen Mohnbaues zugenommen hat.

Bei dem hohen Preise, der selbst für kleine Quantitäten erlangt wird, reizt das Opium ganz besonders die Schleichhändler. In der Art, wie dieser Betrug ausgeführt wird, charakterisirt sich die chinesische Geduld. Es ist äußerst selten, daß er in großen Quantitäten ausgeführt wird; sie begnügen sich mit dem täglichen Diebstahl einer sehr kleinen Quantität, wenn sie auch nur einen geringen Vortheil davon haben. Man hat die seltsamsten Beispiele der Art und Weise, wie sie auf den Packetbooten, die

zwischen Hongkong und Kanton gehen, den Raub zu bewerkstelligen wissen, trotz der strengsten Ueberwachung der Beamten.

Bald ist es ein dazu vorbereitetes Kooli, das täglich die Reise macht und das zwischen seiner Umhüllung das entwendete Opium verbirgt, bald wird es in die ausgehöhlten Maschinenstücke, welche den Wagebalken tragen, gebracht, oft ist die Brücke mit einem Geschick sondergleichen durchschnitten und ein heimlicher Raum zur Bergung des gestohlenen Gutes gemacht u. s. w., kurz, die Schmuggelei ist derart, daß der Verbrauch von Kanton und Umgegend, den man auf 2000 Kisten schätzt, von den Steuerbehörden mit einem Verlust von 5—600 Kisten weniger eingetragen wird.

Ebenso wie sich die Produktion des einheimischen Opiums in massenhafter Weise steigert, ebenso steigert sich der Import des indischen Opiums. Im Jahre 1876 betrug die Zahl der eingeführten Kisten 68,042, 1877 hatte sich die Zahl schon auf 69,052, und 1878 hatte sie sich auf 71,492 gesteigert. Während langer Zeit war früher der Verbrauch nur auf die nahen Provinzen der großen Häfen beschränkt; die inneren Gegenden des Kaiserreichs waren der Invasion des Uebels durch die enorm hohe Steuer, mit welcher dieser verderbliche Luxus für die Mehrzahl der Bevölkerung belegt war, entgangen, die aber als Ersatz sich einem riesigen Verbrauche des Tabaks hingaben. Seit aber der Anbau des inländischen Opiums unter dem schädlichen Einflusse des Beispiels, das die Mandarinen und die reichen Einwohner geben, wächst, ist diese Geist und Herz tödtende Leidenschaft von Tag zu Tag auch bei dem Volke gestiegen, und man weiß nicht wohin sie noch führen und wo sie ihre Grenze finden wird.

---

* **Der „Fliegende Holländer" im Telephon.** Aus Berlin, 16. Dezember, schreibt Paul Lindau: Der liebenswürdigen Einladung eines hohen Post- und Telegraphenbeamten folgend, begaben wir uns, zusammen fünf Herren, am vergangenen Dienstag in das Zentral-Telegraphenbureau in der Französischen Straße. In einem kleinen Bureau des ersten Stockes sind da sechs Telephonleitungen, die mit je zwei Hörrohren versehen sind, angebracht. Diese sind mit der Bühne des königlichen Opernhauses verbunden. Dort werden die Töne von zwei sogenannten Mikrophonen aufgefangen, verstärkt und von diesen aus durch den elektrischen Draht weitergeleitet. Die beiden Mikrophone stehen rechts und links einige Schritte vom Souffleurkasten entfernt und können bei ihrem bescheidenen Umfange ohne alle Mühe verkleidet und den Augen des Zuschauers entzogen werden. Das Mikrophon, ein kleiner Kasten mit Kohlenstäben — ist nicht größer als ein gewöhnliches Buch, etwa der Bädeker, und vielleicht einen Finger stark. Obgleich das Experiment auf der elektrischen Ausstellung in Paris schon mit vollem Erfolge gemacht und in allen Zeitungen geschildert worden ist, so kann ich mir doch nicht versagen, hier von der Wirkung, die dasselbe auf mich gemacht hat, noch Einiges mitzutheilen. — Am eigenthümlichsten hat mich die Unmittelbarkeit dieser Wirkung berührt. Wir sind in einem bescheidenen Bureau und legen unsere Röcke ab, halten unsere Hörrohre an die Ohren, und in demselben Augenblick vernehmen wir, ohne irgend eine Vorbereitung, ohne irgend einen summenden Uebergang, das effektvolle Orchester und die Stimmen. Wir sitzen noch nicht bequem, wir entfernen auf einen Augenblick die Hörrohre, und nun ist wieder Alles mäuschenstill, und auch nicht der leiseste Hauch eines sonoren Klanges dringt bis zu uns. Wir haben uns zurecht gerückt, wir stellen die Verbindung wieder her und sind alsbald wieder mit einem Schlage in die tönende Welt zurückversetzt. Das hat auf mich am eigenthümlichsten gewirkt. Das Gelingen des hier veranstalteten Experiments muß Jeden, der die Gelegenheit hat, es mitzumachen, mit wahrhaftem Erstaunen erfüllen. Es ist ja ganz richtig, daß das Telephon die verschiedenartigen Töne nicht gleichmäßig vermittelt; aber man darf eben nicht vergessen, daß diese Erfindung noch in der ersten Kindheit steht. Es kann ja keinem Zweifel unterliegen, daß die Unvollkommenheiten der jetzigen Einrichtung in früherer oder späterer Zeit vollkommen beseitigt werden. Aber auch in seiner augenblicklichen Leistung vollbringt das mit dem Opernhause verbundene Telephon das Ueberraschendste, das ich in meinem Leben erfahren habe. Ich habe das große Finale des zweiten Aktes des „Fliegenden Holländer" zwischen Betz und der Mallinger und den ganzen letzten Akt gehört. Die menschliche Stimme wird, wenn der Sänger eine dem Mikrophon einigermaßen günstige Stellung einnimmt, mit wunderbarer Treue und Klangstärke vermittelt. Die Stimme von Betz übt auch bei der Vermittelung durch das Telephon eine tiefe künstlerische Wirkung aus, und ich habe festgestellt, daß die „Fernsprechleitung", um das Wort unseres Oberpostherrn anzuwenden, für gewisse künstlerische Qualitäten als eine geradezu ausschlaggebende Kritik betrachtet werden darf. Betz war der einzige Sänger, bei dem die Worte deutlich zu verstehen waren; seine musterhafte Aussprache bewährte sich also auch hier. Frau Mallinger war ausnehmend gut disponirt; ich habe die liebenswürdige Künstlerin in den letzten Jahren kaum einmal so gut gehört, wie an dem Tage, da ich sie nicht gesehen habe. Einige wenige Schwankungen ihrer Stimme wirkten aber doppelt störend. Die Stimme unseres Tenoristen Herrn William Müller klang in der Mitte voll und schön, in der Höhe etwas gepreßt. Der Chor kam zur vollsten Wirkung. Sehr eigenthümlich klingt das Orchester. Hier gestattet sich die telephonische Vermittelung einige Willkürlichkeiten und Abweichungen: alle Bläser klingen zu stark, die Streichinstrumente nicht blos schwächer, sondern auch anders, als unter den gewöhnlichen Bedingungen der unmittelbaren Leitung des Tons zu den Gehörnerven. Der ganze Tonkörper macht den Eindruck, als ob er durch einen großen Mechanismus in Bewegung gesetzt würde. Es klingt, wenn mir der etwas despektirliche Vergleich nicht verübelt wird, wie ein großartiger und sehr vervollkommneter Leierkasten, bei dem ja auch der Uebelstand immer bemerklich wird, daß einzelne Stimmen zu vordringlich ertönen und andere nicht genügend zur Geltung kommen. Die Trommel rasselt durch das Telephon entschieden zu stark, wie übrigens alle anderen Schlaginstrumente. Von den Bläsern dominiren das Horn und die Oboe. Es ist möglich, daß die Stellung der Mikrophone auf der Bühne damit in Verbindung zu bringen ist. Das Oboensolo im letzten Akte wurde uns mit fast vollkommen verminderter Tonfülle übermittelt. Ganz absonderlich klingt das Klatschen. Man wird im ersten Augenblicke aus dem Lärme gar nicht klug, man hört Laute, wie man sie nie vorher vernommen hat, aber nach einer Sekunde hat sich das Ohr auch daran gewöhnt und man erkennt nun deutlich, wie der Beifall auf einmal sehr stark wird — die hervorgerufenen Künstler sind erschienen — und dann verstummt. Das Herablassen des Vorhangs macht, da die Mikrophone in nächster Nähe angebracht sind, durch das Telephon fürchterlichen Lärm. Da er die Mikrophone von der Bühne scheidet, vernimmt man von dem Zwischenaktsgeräusch nicht viel, nur ab und zu ein leises Gepolter. Ein Unbetheiligter, der uns beobachtet hätte, wie wir Fünf auf den Stühlen an der Wand saßen mit den Hörrohren an den Ohren, und wie wir, gerade als ob wir im Theater seien, nach einigen besonders gelungenen gesanglichen Stellen von Betz und der Mallinger wohlgefällig nickten und „Bravo!" sagten, würde an dieser seltsamen Gruppe seine Freude gehabt haben.

* **Die Deutschen in England.** In London ist soeben ein von einem Deutschen, Heinrich Dorgeel, verfaßtes Buch über „Die deutsche Kolonie in London" erschienen, dem die „Times" einen langen Artikel widmen, um auf die zahlreiche und weite Verbreitung und den Einfluß des deutschen Elements in London und in England überhaupt aufmerksam zu machen. In London allein leben gegenwärtig mindestens 100,000 erwachsene männliche Deutsche; das Konsulat des deutschen Reiches nimmt zwar die Zahl derselben nur mit 70,000 an, aber Dorgeel rechnet auch die Deutsch-Oesterreicher und die deutschen Schweizer dazu. Diese 100,000 Deutschen haben ferner gewiß 50,000 deutsche Frauen und Kinder bei sich. In ganz England soll die Gesammtzahl der Deutschen 250,000 betragen; in Manchester leben mehr als 20,000, in Liverpool mehr als 10,000 Deutsche. Dorgeel behauptet, daß die überwiegende Mehrzahl der Deutschen in England eine soziale Stellung in England einnehmen, durch welche sie einen bestimmten Einfluß auf die Entwickelung der englischen Nation auszuüben vermögen. Zunächst nimmt er die königliche Familie für das Deutschthum in Anspruch, da die Königin aus dem deutschen Hause Hannover abstamme und der Vater ihrer Kinder ein deutscher Fürst war. Unter den maßgebenden Persönlichkeiten des Parlaments sei das Deutschthum durch Herrn Göschen (der sich selbst allerdings Goschen nennt), durch den Baron Nathaniel Rothschild, Herrn Schreiber und Baron Henry Worms vertreten. In der englischen Gelehrtenwelt nimmt der Deutsche Max Müller einen der ersten Plätze ein; an den höheren englischen Unterrichts-Anstalten giebt es viele deutsche Professoren, deutsche Direktoren stehen an der Spitze wichtiger öffentlicher Institute, und deutsche Journalisten haben einen hervorragenden Antheil an der Bildung der öffentlichen Meinung in England. Die englische Kunstwelt ist ganz durchdrungen von deutschen Elementen. Mindestens ein Fünftel der großen City-Firmen ist in den Händen Deutscher oder deutscher Abkömmlinge, und fast die Hälfte der Mitglieder der Börse ist von deutscher Abstammung. Es giebt eine ganze Armee deutscher „Clerks" nicht allein in London, sondern in allen Handelsstädten, wie in Liverpool, Glasgow, Manchester, Birmingham, Hull 2c. Die Zahl deutscher Arbeiter bei den verschiedenen Gewerben soll geradezu erstaunlich sein; es giebt in London mehr deutsche Bäcker als in Berlin, und die Zahl selbständiger deutscher Friseure, Schmiede und Schuster in London würde für jede deutsche Provinzialstadt ausreichen. — Die deutsche Kolonie in London begann sich bei der Heirath der Königin Viktoria mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg zu bilden; sie erhielt einen starken Zuwachs durch die deutschen Flüchtlinge des Jahres 1848 und hat durch die politische Wiedergeburt Deutschlands nach dem Kriege 1870—1871 ungemein an Ansehen und Bedeutung gewonnen. Gegenwärtig besitzt die deutsche Kolonie in London folgende Institute: Die deutsche Wohlthätigkeits-Gesellschaft, das deutsche Hospital in Dalston, den deutschen Athenäum-Klub für Kunst und Wissenschaft, den deutschen Turnverein, zahlreiche Klubs für deutsche Kommis und Arbeiter, Volksschulen und höhere Unterrichtsanstalten für deutsche Kinder in Islington und Whitechapel, die deutsche Herberge in Finsbury-Square, das deutsche Waisenhaus, das Heim für deutsche Gouvernanten, das Gordon-Haus für deutsche Dienstmädchen, ferner viele deutsche Buchhandlungen, vier deutsche Zeitungen und eine Anzahl deutscher Restaurationen und Lagerbierhäuser. Allerdings fehlt in diesem großartigen Bilde auch die Kehrseite nicht, indem einerseits unter den nach England gekommenen Deutschen, besonders in London, viel Noth und Elend herrschen und andererseits die Erfolge der Deutschen in allen Berufszweigen, namentlich unter der niederen gewerb- und handeltreibenden Bevölkerung, neuestens eine sehr heftige neidische Mißgunst gegen die deutschen Fremdlinge erregt haben.

* **Amerikanischer Unternehmungsgeist.** Zur Ausführung eines großartigen Planes hat sich in Newyork eine Gesellschaft gebildet. Dieselbe beabsichtigt Gas in der Kohlengegend südlich von Pittsburg in Pennsylvanien zu erzeugen und dann das Gas in eisernen Röhren bis nach Newyork, eine Strecke etwa so weit als von Berlin nach Paris, zu leiten. Am Ausgang der Kohlenbergwerke sollen riesige Gasfabriken nach den besten Plänen errichtet und in ihnen nicht nur die großen Kohlenstücke, sondern auch die Abfälle, die gewöhnlich weggeworfen werden, verarbeitet werden. Die Unternehmer behaupten, auf diese Weise das Gas sehr wohlfeil liefern und doch einen großen Gewinn erzielen zu können.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.